

# "Mein Reichsarbeitsdienst"

## Einführung zum Reichsarbeitsdienst

Ab Juni 1935 musste jeder junge Mann eine sechs monatige, dem Wehrdienst vorgelagerte Arbeitspflicht im Rahmen eines Arbeitsdienstes ableisten. Vom 1.9.1939, Beginn des 2. Weltkriegs an wurde der RAD auf die weibliche Jugend ausgedehnt, zunächst auch auf 6 Monate. Der RAD war ein Bestandteil der Wirtschaft und ein Teil der Erziehung im Nationalsozialismus.

Wie kam es zur Gründung des RAD?

Die Idee stammt aus Bulgarien: 1920 wurde ein Pflichtdienst eingeführt, zu dem 30% der Bevölkerung herangezogen wurde. Sie mussten gemeinnützige Arbeiten verrichten.

Die Regierung Brüning (Kanzler der Weimarer Republik) führte 1931 einen Freiwilligen Arbeitsdienst zum Abbau der hohen Arbeitslosigkeit ein. Er war aber durch viele Regelungen, Ausnahmen, verschiedene Organisationen usw. nicht sehr verbreitet.

Adolf Hitler verkündete in seiner ersten Rundfunkansprache am 1. Februar 1933 die Arbeitsdienstpflicht sei ein Grundpfeiler seines Regierungsprogramms. Aus Rücksicht auf den Versailler Vertrag war es aber nicht möglich die zu erwartende Menge an jungen Menschen einzuberufen ohne den Verdacht auf eine militärische Ausbildung zu wecken.

§1 - Reichsarbeitsdienstgesetz vom 26. Juni 1935:

„Der Reichsarbeitsdienst ist Ehrendienst am deutschen Volke. Alle jungen Deutschen beiderlei Geschlechts sind verpflichtet, ihrem Volke im Reichsarbeitsdienst zu dienen. Der Reichsarbeitsdienst soll die deutsche Jugend im Geiste des Nationalsozialismus zur Volksgemeinschaft und zur wahren Arbeitsauffassung, vor allem zur gebührenden Achtung der Handarbeit erziehen. Der Reichsarbeitsdienst ist zur Durchführung gemeinnütziger Arbeiten bestimmt.“

Die Ableistung der Arbeitsdienstpflicht war Voraussetzung für die Zulassung zum Hochschulstudium.

Reichseinheitlich erhielten Arbeitsdienstleistende bis zum Kriegsende für ihre schwere körperliche Arbeit z. B. im Straßenbau und Siedlungsbau sowie im Steinbruch 21 RM pro Woche. Das entsprach dem Hilfsarbeiterlohn für Berufsanfänger zu Beginn der 1930er Jahre. Davon wurden aber nur 0,50 RM täglich ausgezahlt; das war die Hälfte des den Soldaten zustehenden

Wehrsold. Das gesamte restliche Geld wurde für Essen, Lagerunterkunft, Heizung und Versicherungen einbehalten.

Wo wurden die Mädels eingesetzt?

Der weibliche RAD wurde als Ersatz für fehlende männliche Arbeitskräfte in der Landwirtschaft und als sogenannter Kriegshilfsdienst (KHD) in Ämtern und Schreibstuben, in der Rüstungsproduktion und im öffentlichen Nahverkehr verwendet. Ferner für karitative Aufgaben oder Mütter im Haushalt entlasten. Frauen konnten auch Wehrmachthelferin werden (Synonym ‚Blitzmädel‘). Dazu wurde die Arbeitsdienstzeit um ein halbes Jahr verlängert. Ab 1944 wurden „Arbeitsmaiden“ des RAD für die weibliche Jugend auch für die Bedienung von Flak-Scheinwerfern zur Lenkung von Flakgeschützen und Nachtjagd-Einheiten der Luftwaffe herangezogen.

Wie lange waren die Mädels verpflichtet?

Für Frauen betrug die Dienstzeit seit 1939 sechs Monate, die jedoch häufig durch eine Notdienstverpflichtung verlängert wurden. Im Juli 1941 wurde die Dienstzeit durch den Kriegshilfsdienst um weitere sechs auf zwölf Monate ausgedehnt, im April 1944 auf 18 Monate verlängert und im November 1944 schließlich vollständig entfristet. Die durch die Dienstzeitverlängerungen des Jahres 1944 gewonnenen zusätzlichen Kräfte kamen überwiegend als Flakhelferinnen zum Einsatz.

Dorothea Snurawa

Rosemarie Goretzki berichtet aus ihrer Zeit im Reichsarbeitsdienst:

Ich bin 1925 in Pillau in Ostpreußen geboren. 1943 war ich knapp 18 Jahre alt und hatte mein Abitur abgelegt. Daran schloss sich der Reichsarbeitsdienst an. Wir bekamen Uniformen. Es gab auch eine Bezahlung während des



Arbeitsdienstes: Jungs bekamen 25 Pfennig und Mädchen 10 Pfennig pro Tag.

Ich wurde nach Altkirch, einem kleinen Ort im Oberelsass geschickt. Als ich dort mit dem Zug ankam und mich nach dem Arbeitsdienstlager erkundigte, erhielt ich die Antwort: „Das kennen wir hier nicht, das gibt es hier nicht!“ Allerdings in einem breiten Dialekt gesprochen, den ich später ganz gut nachmachen konnte.

Ich wurde auf einen drei Kilometer entfernten Berg

geschickt. Dort sei ein Barackenlager. Als ich dort ankam, war dort kein Mensch - alles war verschlossen und vernagelt.

Zurückgekehrt in die Stadt wandte ich mich an die Polizei. Aber sie konnten mir auch nicht helfen. Schließlich brachte mich eine Frau in ein Hotel für die nächste Nacht. Dort im Gasthof saßen mehrere alte Herren, die mir nicht glaubten. Sie wollten meinen Einberufungsbefehl sehen.

In den nächsten Tagen stellte sich doch heraus, dass ich richtig war. Gemeinsam sollten wir das Barackenlager auf dem Berg aufbauen. Wir waren sechs Mädchen und zunächst in einer Villa untergebracht. Das Lager sollte für 36 Mädchen aufgebaut werden.

Mit unserer gelernten deutschen Gründlichkeit säuberten wir die Baracken, bauten Doppelstockbetten auf, füllten die Matratzen mit Holzwolle und machten alles fertig. Zum Putzen der Fenster hatten wir nur Wasser und Zeitungspapier.

Wie sah nun unser Lagerleben aus? Morgens hatten wir 5 Minuten Zeit, um uns fertig zu machen zum Frühsport. Danach gab es ein gemeinsames Frühstück. Dann hieß es Flagge hissen. Zu einer Mutter der Mädchen äußerte sich die Führerin: „Abiturienten sind geistige Nullen!“ So kam es, dass wir die Klogrube ausschöpfen und das Gemüsebeet damit düngen mussten.

Im Außendienst hatten wir die Aufgabe, bei den Elsässern zu arbeiten, vor allem in der Landwirtschaft. Wenn wir mit den Fahrrädern zu unserem Außendienst fuhren, holten die Leute ihre Kinder ins Haus. Aber nachdem sie unsere Arbeit kennengelernt hatten, blieben sie vor den Häusern und riefen wie wir Mädchen: „Halop, lop, lop.“ ( Haltung, Arbeit, Leistung, Ordnung und Pflichterfüllung).

Unsere Arbeiten waren: Küchendienst, Lagerarbeit und in Haushalten helfen. Eine Haushaltstelle war bei einem Baron von Rheinach, der dafür bekannt war, dass er ostpreußenfeindlich war. Ausgerechnet ich, die ich aus Ostpreußen kam, wurde von der Führerin dorthin geschickt. Aber wir wurden Freunde. Ich wurde später sogar einmal zum Tee eingeladen.

Einmal war ich vier Wochen bei einer Familie eingesetzt und sollte den Keller aufräumen. Da habe ich sieben Schubkarren Dreck herausgeholt. Jahrelang hatte da keiner etwas gemacht.

Unser Essen war im Lager sehr einseitig. Mittags aßen wir aber bei den Familien, bei denen wir eingesetzt waren. Einmal war ich bei einem Ehepaar mit zwei Kindern und einem Großvater eingesetzt. Beim Essen holte sich der Großvater immer mit dem Finger die Fleischstücken aus dem gemeinsamen Topf.

Eines der Mädchen war dichterisch begabt. Sie dichtete für jede Maid einen Zweizeiler.

Wir haben auch ein Theaterstück einstudiert, es im Ort für die Bevölkerung und später in einem deutschen Lazarett aufgeführt. Auf dem Rückweg vom Lazarett kamen zwei von uns nicht rechtzeitig mit den andern aus dem Zug und kamen so eine Kontrolle. Sie hatten in ihrem Koffer die Theaterklamotten: Uniform eines Polizeihauptmanns mit Stiefel und Tschako (Kopfbedeckung). Im Elsass wurden zu der Zeit häufig Züge durch die Résistance in die Luft gesprengt. Wir waren den Grenzsoldaten sehr verdächtig und mussten die ganze Nacht warten bis das Lager unsere Richtigkeit bestätigt hatte.

Ansonsten bedeutete das Lagerleben viel Disziplin. Wir mussten täglich unsere Stiefel putzen, unsern Spind exakt einräumen und den Hocker sauber putzen. Aber unsere Kameradschaft hat später immer zusammengehalten. Wir haben viel gelernt bei diesem Dienst.

Nach dem Arbeitsdienst kam ein halbes Jahr Kriegshilfsdienst: Wir wurden in einer Fabrik eingesetzt oder fuhren als Schaffnerin in der Karlsruher Straßenbahn.

#### Wortmeldungen von Teilnehmern des Treffens:

Herr M:

Wie bewerten Sie das heute? Wie haben Sie das selbst erlebt?

Frau Goretzki:

Es war gut, dass es das gab. Es war für uns eine gute Weiterbildung.

Herr Sch:

Meine Schwester war 1940/41 im Bereich Posen im RAD eingesetzt. Sie mussten die Wohnhäuser, aus denen die Polen vertrieben worden waren, saubermachen. Damit die Deutschen, die aus dem Osten kamen, einziehen konnten.

Herr Dr. B:

Es gab aber auch Schikane.

Frau Goretzki:

Ich habe keine bösertige Schikane erlebt. Und unter den Maiden war ein guter Zusammenhalt, auch später noch nach 50 Jahren.

Frau W:

Ich war in Kuschtow in der Nähe von Bromberg im RAD. Ich war dort von 1944 bis zum Ende des Krieges. Die Bevölkerung war nicht gut auf Deutsche zu sprechen. Im Januar 1945 mussten wir das Lager Richtung Mecklenburg verlassen und kamen in ein Lager, das schon voll belegt war. Deshalb wurden wir in einem Theater untergebracht. Wir waren 10 Tage unterwegs gewesen. Nun hatten wir tatsächlich Seife und Waschlappen - das war ein Luxus.

Im April 1945 schickte mich unsere Lagerführerin nach Berlin. Ich sollte Längerdienende dort bis zur Straßenbahn bringen. Da ich nicht wusste, wie es meiner Familie in Leipzig ergangen ist, ermöglichte sie mir so die Flucht.

Als später die Russen in Leipzig einmarschierten, sagte ich: „Nun bin ich 1000 km vor den Russen geflüchtet und dann kriegen sie uns doch noch!“

Der Reichsarbeitsdienst hat uns nicht geschadet, ich habe viel Kameradschaft erlebt. Wir haben viele Abende gemeinsam gestaltet.

Frau Goretzki:

Ich konnte nur einmal zu Weihnachten nach Hause.

Frau B:

Konnte man sich entziehen?

Herr Dr. B:

Ob man sich vom Dienst entziehen konnte? Durch Beziehung war das möglich. Mein Bruder bekam die Einberufung. Er ging zu einem Vertrauensarzt. Der stellte ihn für ein halbes Jahr zurück und das mehrfach. Beim Volkssturm war das nicht möglich. Da konnte man nur darauf achten, dass man keine Tätigkeiten ausführte, die gegen das Gewissen waren.

Die Hitlerjugend - das war ein ewiges Soldatenspielen. Das sollte Härte erzeugen. Liegestützen über Brennesseln gehörten dazu. Da durfte man nichts sagen. Bei Geländespielen mussten Gruppen aus verschiedenen Stadtteilen gegeneinander kämpfen.

Herr W:

Ich musste für ein viertel Jahr zur vormilitärischen Ausbildung. Wir waren 800 Personen. Wir sollten beim Straßenbau eingesetzt werden - wir waren an der Front im Hinterland. Wir kamen aber nicht dazu, weil es immer weiter ging bis zum Kaukasus. Aber wir hatten keine sinnvolle Tätigkeit. Schließlich wurde die gesamte Einheit von der Wehrmacht übernommen und es ging nach Stalingrad. Ich hatte mich zur Luftwaffe gemeldet - dadurch kam ich zurück.

Frau Goretzki:

Mein Bruder war im Memelland im Arbeitsdienst, auch er hat positiv berichtet. Sie haben gearbeitet, aber das war vor dem Krieg. Danach wurde er eingezogen und fiel im Alter von 20 Jahren.

Herr B:

Wir waren beim Deichbau beschäftigt. So wurden Arbeitsplätze geschaffen.

Herr Sch:

Meine Schwester war Jahrgang 1925. Nachdem sie ein Notabitur abgelegt hatte, wurde sie im RAD als Lehrerin in Westpreußen eingesetzt. Sie unterrichtete Kinder, die ganz schlecht deutsch sprachen. Sie wohnte nicht in einem Lager, sondern privat.

Die Kinder konnten oft nicht zur Schule kommen, weil sie auf dem Feld helfen mussten. Auch meine Schwester musste auf dem Bauernhof helfen.

Später kam sie zum Militär nach Berlin. Sie war am Scheinwerfer an einer Flakbatterie eingesetzt. Am 2. Mai 1945 wurde sie von

Tieffliegern getroffen und ist im Lazarett gestorben.  
Ihre Briefe waren positiv über alle ihre Einsätze, außer dem Einsatz an der Flakbatterie. „Den Quatsch (vaterländische Lieder singen)“, schrieb sie, „mach ich nicht mit.“

Frau B:

Ich wurde 1942 einberufen. Wir konnten wählen, wohin wir wollten. Ich ging ins Wartheland. Es war eine Umstellung, plötzlich mit 10 Personen in einem Zimmer zu wohnen. Aber wir haben uns zusammengerauft. Abends haben wir immer gegenseitig gesagt: „Was stört mich?“ So haben wir gelernt, uns gegenseitig zu akzeptieren. Jeder hat seine Eigenarten.

Es lag auch an einzelnen Lagerleitungen, ob es gut ging oder nicht.

September 2014

Maritta Henke